

## Papier ist geduldig

# ARSENICUM

**D**ie Computerpanne heute liess unsere Praxis schier zusammenbrechen. Nichts ging mehr. Selbst das «Arsenicum» konnte nicht verschickt werden – Hunderte von Lesern gehen leer aus. Hektische Mitarbeiterinnen tätigen verzweifelte Anrufe an die IT-Firma, die ich aus Gründen des Werbeverbots nicht namentlich nennen darf, die sich aber wie immer souverän und dienstfertig zeigte und sofort aktiv wurde. Doch so schnell geht es natürlich nicht. Hat man mal die Warteschleife überwunden, das Problem geschildert, merkt das Superhirn in der Zentrale, dass es die Panne aus der Ferne nicht beheben kann, dann kommt zwar sofort ein Mitarbeiter zu uns, doch der Vormittag wird computerlos vorübergehen. Horror! Was tun? Glücklicherweise haben wir noch nicht auf elektronische Krankengeschichten umgestellt, sondern noch das gute alte Papier in Gebrauch. Man hat ja nicht alles im Kopf, wenn man über 10 000 Patienten betreut und seit 30 Jahren arbeitet, aber vieles wäre eben wichtig zu wissen, wenn der Patient kommt. Es ist so einfach mit dem Papierdossier: Schon die Kantenhöhe zeigt mir, dass es ein Stammgast ist, mit vielen Konsultationen. Man klappt die Krankengeschichte auf, überfliegt die Briefe der Spezialisten. Macht sich schnell ein Bild von den letzten Leiden, indem man auf die mit Bleistift geführte Einklappstruktur mit «Aktuelles» schaut, die tatsächlich auch aktuell gehalten wird, die langwierig geheilte Osteomyelitis wurde in die «Status nach»-Rubrik übertragen. Kein Scrollen, kein Blättern in vielen kleinen Unterordnern, den Blick nicht auf den Bildschirm gerichtet, sondern mal mit Lesebrille in die Papiere, mal drüber hinaus in das Gesicht des Patienten. Kein Sanduhr-Icon – dieses Ärgernis, welches mir immer bewusst macht, wie kostbare Lebenszeit verrinnt, während ich darauf warte, dass der Rechenknecht in die Gänge kommt. Kein Blue Screen, kein Hinweis auf Programmfehler, keine Aufforderung, den Fehler weiterzumelden, keine akustischen Signale aus der Maschine. Herrlich. Man spricht mit dem Patienten, macht Handnotizen, schreibt mal wieder ein Rezept von Hand. Irgendwie gemütlich, so wie früher. Natürlich fehlt einem Google und Pub-Med, um schnell etwas nachzuschauen,

klar vermisst man die SBB-Website und die eigenen Excel-Dateien mit nützlichen Adressen – die man aber glücklicherweise ausgedruckt hatte. Auch die Agendaplanung ist deutlich einfacher per Computer, doch auch hier bewährt sich, dass man ein Papierdoppel angelegt hat, ein altmodisches Buch mit Ledereinband. Die Beziehungen zur Aussenwelt werden ohne Computer wieder persönlicher, zeitintensiver und – man denkt inzwischen ja schon medizinökonomisch – teurer. So muss ich den Röntgenologen, den Kardiologen und das Labor persönlich anrufen, weil die Befunde nicht elektronisch hereinkommen. Der Radiologe erklärt mir Interessantes über White-matter-Pathologie und gibt einen Literaturtipp. Der Kardiologe sagt sehr viel offener, was er vom Vitium, der Operationsbedürftigkeit und dem Seelenzustand unseres Patienten hält, als er das auf Papier oder im E-Mail könnte und ich überlege mir die folgenden Interventionen bei diesem Patienten noch einmal ganz genau. Im Labor arbeitet jetzt eine ehemalige MPA von mir, was ich gar nicht wusste. Nostalgisch schwärmt sie von der Zeit bei uns, was mir das Herz wärmt, während sie die Befunde faxt. Jetzt habe ich eine Menge Zeit verplaudert, aber mit Gewinn. Und mir die vielen geschwätzigen, sinnlosen, spammigen E-Mails erspart. Auf dem Notizblock male ich kleine Herzchen und Kreise – völlig unsinnig, aber irgendwie zufriedenstellend. Bei der Anamnese von Frau X. habe ich keine Ahnung weshalb sie bei mir in der Praxis sitzt und weil die Differenzialdiagnosenliste, die ich im Computer habe und nach denen ich oft checklistenartig befrage, nicht greifbar ist, frage ich altmodisch. Es dauert viel länger, aber es kommen die überraschendsten Sachen heraus. Ich habe auch meine To-Do-Liste im Computer und daher die Hälfte von dem vergessen, was ich heute tun sollte. Zum Beispiel einkaufen. Deshalb lade ich meine Frau am Ende eines altmodischen, papierenen Arbeitstages in das beste Italienische Restaurant ein. Sie kann schon um 18.00 Uhr mitkommen, weil die halbe Stunde Streamer laden, Statistiken eingeben, Zielerreichungsprofile abgleichen und so weiter, die der Computer sonst fordert, heute wegfallen. Bei einem Glas Wein überlegen wir, ob uns der Computer wirklich so viel Zeit spart, ob der Informationsüberfluss zur Erkenntnis beiträgt oder sie verhindert, ob er uns tatsächlich freier macht oder nicht doch sanft verklavt ...

